

KRISENTAGEBÜCHER – *EIN GESPRÄCH MIT ZEITZEUGEN*

von Béatrice Acklin Zimmermann

Die Corona-Pandemie bildet ein für die gegenwärtigen Gesellschaften bis dato unbekanntes Szenario. Ein Virus, das sich in dieser Geschwindigkeit und Radikalität über alle territorialen und politischen Grenzen hinwegsetzt und die Welt in Atem hält, übersteigt unseren heutigen Erfahrungshorizont.

Wie erleben dies Zeitzeugen von früheren einschneidenden Krisen? Und lässt sich aus ihrem Umgang mit Krisen für unsere Zeit etwas lernen?

**Ein Gespräch mit dem ehemaligen Chef-
arzt der Medizinischen Abteilung am
Berner Inselspital und Psychoanalytiker
*Rolf H. Adler***

*Wie hat sich Ihr Alltag durch die
Corona-Krise verändert?*

Auf Ihre Frage kommt mir spontan ein Gedicht in den Sinn, das meine Sicht erklärt. Im Gedicht «Der Meilenstein» von Christian Morgenstern heisst es in der letzten Strophe: «Und noch weiter vorgestellt: Was wohl ist er – ungesehen? Ein uns völlig fremd Geschehen. Erst das Auge schafft die Welt». Das heisst, wir kreieren unsere Umwelt individuell. Und diese ist für mich zu Hause noch immer dieselbe. Aber «draussen» soll sich jetzt eine Welt abspielen, die ich nicht sehe und die mich bedroht. Das verursacht eine grosse Unsicherheit und ist ungewöhnlich, weil wir das, was wir nicht sehen, doch akzeptieren müssen. Ich muss also irgendwie diese zwei Welten zusammenbringen. Ich mache wie immer meinen täglichen Spaziergang im Wald. Gleichzeitig gehe ich zu allen auf Abstand: Da ich dem vorgegebenen 2-Meter-Abstand nicht traue, da dieser empirisch nicht



Rolf H. Adler ist emeritierter Professor für Innere Medizin, ehem. Chefarzt der Medizinischen Abteilung am Berner Inselspital, Psychoanalytiker und Buchautor.

untersucht und validiert ist, halte ich zu allen, die mir begegnen, mindestens 3 Meter Abstand.

Aufgrund Ihrer Familiengeschichte, so sagten Sie einmal, hätten Sie die Erfahrung gemacht, dass unsere Freiheitsrechte fragil seien und uns jederzeit abhandeln könnten. Was halten Sie von der derzeitigen Diskussion über eine Ausgangssperre für über 65-Jährige, welche die Bewegungsfreiheit für eine gewisse Altersgruppe massiv einschränken würde?

Die derzeitigen einschränkenden Vorschriften sind ja aus einer Notlage heraus erwachsen und hoffentlich nur sehr vorläufig. Grundsätzlich gilt: «Die Freiheit des Einzelnen endet dort, wo die Freiheit des Anderen beginnt.» Auf die jetzige

Situation bezogen heisst das, dass jegliche Freiheit dort begrenzt werden muss, wo sie anderen Schaden zufügen könnte. Die gegenwärtige Einschränkung der Freiheit nur einer bestimmten Altersgruppe aufzuerlegen, macht meines Erachtens keinen Sinn, denn eine solche Bestimmung liesse ausser Acht, dass jedes Individuum seine eigenen Schwächen und Stärken und Abwehrkräfte hat. Es kann zutreffen, dass ein 80-Jähriger relativ gut mit dem Virus zurechtkommt, während es für einen 30-Jährigen lebensbedrohlich werden kann. Deshalb würde ich von solch kategorialen Vorgaben, wie sie zur Zeit diskutiert werden, entschieden abraten.

In der gegenwärtigen Zeit der Corona-Krise bedeutet jeder soziale Kontakt ein Risiko und – das ist neu – Solidarität heisst, sich

von den Menschen zu distanzieren. Was macht so ein Ausnahmezustand mit einer Gesellschaft, wenn das soziale Leben fast auf null heruntergedrosselt wird?

Der Anspruch an uns ist derzeit sehr gross: Wir sollen auf die Nähe zu anderen verzichten; gleichzeitig ist es genau diese Nähe zu anderen, die uns trägt und lieb ist. Wir müssen also die soziale Neigung, die jeder von uns in sich trägt, das Bedürfnis nach Nähe, das jedem zu eigen ist, gewaltsam unterdrücken. Wie sich das auf den Einzelnen von uns und auf die Gesellschaft als Ganzes auswirkt, wenn die Pandemie abgeklungen ist, kann niemand voraussagen.

Durch die gegenwärtige Pandemie ist der Mensch viel mehr auf sich selbst zurückgeworfen. Das vertragen nicht alle gleich gut, manchen setzt diese aufgezwungene soziale Isolation enorm zu. Was raten Sie als Fachmann jenen, denen die Decke auf den Kopf fällt und die von Panikattacken heimgesucht werden?

Ich empfehle, das gute alte Telefon zu betätigen, um sich möglichst viel mit den Lieben auszutauschen und Kontakte und Freundschaften in der gebotenen Distanz zu pflegen. Wenn wir allein leben und uns durch die temporäre Isolation bisweilen einsam fühlen, kann es auch helfen, wenn wir uns mit etwas beschäftigen, das schöne Erinnerungen an uns liebe Menschen wachruft, zum Beispiel durch das Hören von ganz bestimmter Musik, das Lesen eines Lieblingsbuches, das Anschauen von Fotoalben oder Briefmarken, in die man viel investiert hat.

Es fällt auf, dass viele in Bezug auf das Corona-Virus eine martialische Sprache wählen. Der französische Staatspräsident etwa sagt, dass wir uns im «Krieg gegen

das Virus» befänden. Wie kommt diese Kriegsrhetorik bei Ihnen an?

Ich kann die Metapher vom Krieg im Zusammenhang mit dem Corona-Virus nicht nachvollziehen, dafür bin ich wohl zu sehr Wissenschaftler und sehe vor Augen, wie sich das Virus und das Lungengewebe gegenseitig beeinflussen. Die Bedrohung geht hier nicht wie im Krieg von Menschen aus, die für Tod und Zerstörung sorgen, sondern hier haben wir es mit Naturelementen zu tun, die – mögen sie noch so klein sein – eine enorme Macht über uns ausüben und die uns deshalb zur Bescheidenheit mahnen sollten.

Nun ist es ja so, dass Europa seit dem Zweiten Weltkrieg von echten Katastrophen verschont blieb. Auch wenn wir fast immer wieder von Katastrophen hörten, vom Krieg in Syrien, vom Tsunami in Südostasien oder der Ebola-Seuche in Afrika – all diese Bedrohungen waren weit weg. Ganz anders in früheren Zeiten: Meine Grosseltern etwa, die an der Grenze zu Deutschland lebten, waren nicht nur der unmittelbaren Bedrohung durch die beiden Weltkriege ausgesetzt, sondern sie mussten auch mit der Weltwirtschaftskrise von 1929 zurechtkommen und den Verlust von Freunden bei der Spanischen Grippe verschmerzen. Kann es sein, dass uns die jetzige Situation auch ohne Infektion deshalb den Atem verschlägt, weil wir es schlicht verlernt haben, mit elementaren Angst- und Bedrohungserfahrungen hautnah konfrontiert zu werden?

In der Tat ist es uns in der Schweiz seit Ende der 40-iger Jahren so gut gegangen, dass es keinen Anlass gab, uns mit einer unmittelbaren Bedrohungslage auch nur entfernt auseinanderzusetzen. Entsprechend haben wir keine Abwehrmechanismen entwickelt und sind jetzt völlig perplex und geschockt

angesichts der neuen, höchst bedrohlichen Situation. Wir wissen zwar aus der Schule, dass es einmal Dinosaurier gegeben hat, deren Existenz ausgelöscht wurde. Allein die Vorstellung, dass auch unsere Existenz ausgelöscht werden könnte, sei es durch ein kleines Virus oder durch Naturkatastrophen, verdrängen wir mit aller Gewalt.

Oft hört man, dass ältere Menschen, da sie krisenerprobter seien und über eine grössere psychische Widerstandskraft verfügten, besser mit der Corona-Krise umgehen könnten als jüngere. Ist dies auch Ihre Praxis-Erfahrung?

Ich zweifle, ob das altersabhängig ist. Während eine Kollegin von mir noch immer Patienten in der Praxis behandelt, ziehe ich es vor, in der gegenwärtigen Situation nur noch am Telefon zu beraten und auf den direkten Augenkontakt zu verzichten. Allein das zeigt ja schon, dass Menschen aus der gleichen Altersgruppe durchaus unterschiedlich mit der Situation umgehen. Ich bin grundsätzlich skeptisch, wenn man dem Alter mehr Reife, eine Verminderung der Ansprüche und mehr Gelassenheit zuschreibt. Die Erfahrung belehrt mich eines Besseren und sagt mir, dass das sehr individuell und nicht altersabhängig ist.

«Wie sich die derzeitige Unterdrückung unseres Bedürfnisses nach Nähe, das jedem zu eigen ist, auf die Gesellschaft als Ganzes auswirkt, wenn die Pandemie abgeklungen ist, kann niemand voraussagen.»

Sie haben Jahrgang 1936, Ihre Kindheits-erinnerungen reichen in die Zeit des Zweiten Weltkrieges zurück, Ihre jüdische Familie konnte sich auch in der Schweiz nie ganz sicher sein: Wenn es denn eine Lehre aus der jetzigen Krise geben sollte, was wäre Ihrer Meinung nach und aufgrund Ihrer reichen Erfahrung eine solche?

Meine Erinnerungen an den Krieg sind jene durch die Augen eines Kindes. Ich kann mich an den Sirenenalarm erinnern, bei denen wir Schüler entweder in den Keller im Schulhaus, oder – wenn wir noch nicht die Hälfte des Schulweges hinter uns hatten – zurück nach Hause gehen sollten. Ganz lebhaft ist in meiner Erinnerung auch der 8. Mai 1945, als wir auf dem Schulweg nach Hause waren und die Glocken das Ende des Krieges ankündigten. Weil wir Juden waren, durften Jean-Jacques Dreifuss und ich im Sommerlager nicht mit den anderen Erstklässlern spielen und es gab ältere Burschen, die Hakenkreuze auf Holzspielzeuge malten. Eine richtige Bedrohung durch Nazideutschland habe ich allerdings nie gespürt und wahrscheinlich auch meine Eltern nicht, sonst hätten sie mich kaum in die Religionsschule geschickt. Wenn Sie mich nach der Lehre aus der gegenwärtigen Krise fragen: Obwohl es viel zu früh ist, lässt sich vielleicht sagen, dass wir vermehrt achtsam sein und Sorge zu dem tragen sollten, was uns das Leben bietet. Um es nochmals und viel trefflicher mit den Worten eines Dichters zu sagen: Christian Morgenstern vergleicht den Menschen mit einem grassfressenden Tier. Der Mensch neige dazu, das Gras samt Wurzeln auszureissen, also etwas zu zerstören, während das Tier die Wurzeln intakt lasse. Vor der Corona-Krise können wir nicht mehr ausweichen, die Klimakrise schleicht jedoch auf leiseren Sohlen an uns heran.

In Krisenzeiten, das weiss man aus der Geschichte, grassieren Verschwörungstheorien:

Man denke etwa nur an die sogenannten Brunnenvergiftungslegenden, nämlich die Beschuldigung der Juden, als Brunnenvergifter für die Ausbreitung der Pest im 14. Jahrhundert verantwortlich zu sein. Auch jetzt kursieren in den Sozialen Medien im Zusammenhang mit dem Corona-Virus krudeste Verschwörungstheorien, zum Teil antisemitischer Art. Wie gefährlich schätzen Sie diese Verschwörungstheorien im jetzigen Klima der kolossalen Verunsicherung ein?

Im Unterschied zum 14. Jahrhundert, wo man die Erreger der Pest nicht kannte, ist die heutige Wissenschaft imstande, das Virus genau zu erfassen und zu charakterisieren. In der Prognostik mag es Widersprüche geben, nicht aber in der Beurteilung des Virus. Deshalb sehe ich nicht, wie allfällige Verschwörungstheorien wirklich an Boden gewinnen könnten.

Erlauben Sie mir zum Abschluss noch eine ganz persönliche Frage: Ältere Menschen sind besonders bedroht durch das Corona-Virus. Sie haben in Ihrem langen Berufsleben viele Menschen sterben sehen. Macht Ihnen selber der Gedanke an den Tod Angst?

Ich bin ein nicht-gläubiger, traditioneller Jude, der vor allem an der Geschichte der Juden interessiert ist. Ich habe keine Vorstellungen von dem, was nach dem Tod passiert. Mich beschäftigt, dass ich mit dem Tod von meiner Frau, meinen Kindern und Grosskindern getrennt werde und nicht mehr mitverfolgen kann, wie sich ihr Leben entwickelt. Und darüber hinaus betrübt mich auch der Gedanke, dass ich als leidenschaftlicher Wissenschaftler mit dem Tod abgeschnitten bin von dem, was sich in der Wissenschaft tut, sei es in der Immunologie, der Astronomie oder der Weltraumforschung.

Rolf H. Adler ist emeritierter Professor für Innere Medizin, ehem. Chefarzt der Medizinischen Abteilung am Berner Inselspital, Psychoanalytiker und Buchautor. Adler, Jahrgang 1936, ist im Berner Marzili mit zwei älteren Schwestern aufgewachsen. In den Winterferien gesellten sich jeweils noch Ruth Dreifuss (die spätere Bundesrätin) und ihr Bruder Jean-Jacques dazu, die Sommerferien wiederum verbrachte Rolf Adler mit der Familie Dreifuss. Der Vater von Rolf Adler kam als Kind aus Ungarn in die Schweiz. In Bern führte er ein Geschäft für Herrenmode. Die deutsche Mutter war, kurz bevor die Nazis an die Macht kamen, in die Schweiz gezogen. Einige Familienmitglieder von Adler starben im Konzentrationslager. Adler lebt mit Frau Michèle und – wie er betont – mit Kater Leo in Kehrsatz bei Bern.